

Loraine Gelsthorpe, Allison Morris (ed.): Feminist Perspectives in Criminology, Milton Keynes (Open University Press) 1990, S. 214, £ 9,95

Eine Publikation mit diesem Titel läßt die langersehnte Antwort auf die Frage nach der feministischen Perspektive in der Kriminologie erwarten. Doch schon durch den in der Einleitung formulierten Standpunkt müssen unsere Ansprüche zurückgeschraubt werden:

„. . . what unites the contributors to this book, is that holding a perspective means accepting the view that women experience subordination on the basis of their sex and working towards the elimination of the subordination.“ (S. 2)

Diese wohl allgemeinste Perspektive feministischer Kriminologie ermöglicht es den Herausgeberinnen in der Tat sehr unterschiedliche, zum Teil divergierende Aufsätze, zu vereinen. Dabei ist das Buch unterteilt in drei Abschnitte mit insgesamt zwölf verschiedenen Beiträgen.

Grundtenor der fünf Beiträge des ersten Teils ist die Kritik an der Geschlechtsblindheit von Soziologie und Kriminologie. Auf dieser Basis arbeiten *Phil Scraton* und *Colin Sumner* die Relevanz Foucaultscher Arbeiten für eine feministische Perspektive in der Kriminologie heraus.

Eine feministische Analyse, so *Scraton* in seinem Beitrag „Scientific knowledge or masculine discourses? Challenging patriarchy in criminology“, die in den patriarchalen Diskurs eingreifen will, muß, um nicht das Objekt ihrer Kritik zu reproduzieren, sich dem Kontext von Macht in Verbindung mit Wissen und den sozialen Verhältnissen von Produktion und Reproduktion zuwenden (S. 14). Während den LeserInnen das Vorgehen einer solchen Analyse allerdings unklar bleibt, bietet der sich anschließende Aufsatz von *Sumner* „Foucault, gender and the censure of deviance“ konkretere Anhaltspunkte einer feministischen Perspektive, die sich mit der Konstruktion von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ beschäftigt. „Weiblichkeit“ ist nach *Sumner* so etwas wie eine „Master-Censure“ (eine ideologische Formation) und bildet einen zentralen Bestandteil innerhalb hegemonialer Ideologie. Verschiedene soziale Zensuren der Devianz (wie *DiebIn*, *MörderIn* etc.) erhalten ihren Sinn durch die mit ihnen assoziierte historische Entstehung in ideologischen Praktiken und werden durch die Master-Censure „Weiblichkeit“ mitstrukturiert (S. 26 f.). Insbesondere seine Kritik an Foucault, daß dieser systematisch den geschlechtlichen Charakter der Disziplinarmacht ignoriert und dadurch das Ausmaß der Zensuren von Weiblichkeit und alternativer Männlichkeit für die Formation moderner Subjekte nicht erkannt hat (S. 32 ff.), bietet Ansatzpunkte für eine reflektierte Einbeziehung neuer Ansätze, wie z.B. der Diskurs- und Machtkonzepte, in die feministische Theoriebildung.

Anders verhält es sich mit den folgenden Beiträgen von *Beverly Brown*, *Marcia Rice* und *Carol Smart*. Sie unternehmen den Versuch, die kritischen Strömungen zur herkömmlichen Kriminologie nun wiederum einer Kritik zu unterziehen.

Unter der Überschrift „Reassessing the critique of biologism“ nimmt *Brown* einen Perspektivenwechsel vor, der die feministische Kritik an den biologischen Annahmen von Kriminalitätstheorien und -erklärungen in ein neues Licht setzt. Ihrer Meinung nach ist die Kritik an biologischen Erklärungsmustern in Form eines „Anti-Biologismus“ betrieben worden, der die Möglichkeit verstellt hat, die spezifischen Formen und Wege, wie Frauen in der konventionellen Kriminologie und in rechtlichen Diskursen dargestellt wurden, zu analysieren (S. 41 f.).

Auch *Rice* setzt sich reflexiv mit den feministischen Arbeiten in der Kriminologie auseinander. Diese haben zwar einen theoretischen Diskurs entwickelt, der die Bedeutung patriarchaler Unterdrückung und sexistischer Praktiken herausarbeitet, aber dennoch die unterschiedlichen kulturellen Erfahrungen und Sozialisationsmuster von Frauen ignoriert. Auf dieser Basis erklärt sie systematisch die Notwendigkeit der Einbeziehung der Erfahrungen von schwarzen Frauen in die feministisch-kriminologische Analyse.

Smart gelangt in ihrem Aufsatz „Feminist approaches to criminology or postmodern woman meets atavistic man“ zu der Frage, was die Kriminologie dem Feminismus zu bieten hat, solange sie sich den epistemologischen

Umschwüngen, die den Feminismus und andere Diskurse ergriffen haben, widersetzt? Eine Antwort darauf läßt sich leider auch nicht in ihren kritischen Auseinandersetzungen mit der „left realist criminology“ (S. 72 f.) finden. Hier wäre es wünschenswert gewesen, mehr über das Zusammentreffen von postmodernem Feminismus und kritischen Versuchen in der Kriminologie zu erfahren, um Konsequenzen für eine feministische Perspektive ziehen zu können.

Den letzten drei Aufsätzen ist gemein, daß sie dafür plädieren, sich auch mit den feministischen Strömungen und der Kritik an der Kriminologie reflexiv auseinanderzusetzen, um nicht dem Fehler zu verfallen, eine positivistische Sichtweise neu zu begründen. Obwohl diese Forderung begründet erscheint, bleibt sie nur allzu häufig in der Kritik stecken, wodurch die feministische Perspektive in der Kriminologie kaum an Konturen gewinnt.

Intendiert der zweite Teil eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Methoden und Forschungsansätzen bezogen auf die Forschungspraxis der einzelnen Autorinnen, so läßt sich schon in der Einleitung dieses Kapitels die zentrale These der vier folgenden Aufsätze ausmachen: „The important point to make is that there is no one definition of ‚feminist‘ research, merely a host of methodological references“ (S. 88). Feministische Forschung zeichne sich nicht durch neue Methoden, sondern durch eine Pluralität von Methoden aus, wobei es gelte, die Erfahrungen von Frauen sichtbar zu machen, auch indem sie als Teilnehmerinnen und nicht als Objekte eines Forschungsprozesses anerkannt werden.

Dieses Thema wird in den ersten drei Beiträgen von den Autorinnen unterschiedlich variiert. *Lorraine Gelsthorpe* versucht in ihrem Beitrag „Feminist methodologies in criminology: a new approach or old wine in new bottles?“ eine Beschreibung des Profils feministischer Forschung. Dabei benennt sie vier Aspekte, die gleichzeitig das Spannungsfeld feministischer Forschung bestimmen: die Themenwahl, das Forschungsziel, der Forschungsprozeß und die Rolle der ForscherInnen. Das Konzept der Reflexivität (S. 91) sowie der Begriff der „bewußten Parteilichkeit“ (S. 94) bilden die Stichworte ihrer Charakterisierung. Diese finden sich auch wieder in den Beiträgen von *Liz Kelly* und *Annie Hudson*. *Kelly* betont zwar in ihrem Aufsatz „Journeying in reverse: possibilities and problems in feminist research on sexual violence“, daß der Ausgangspunkt jeder feministischen Forschung die Frage nach dem Feminismus sein muß, macht selbst aber nicht den Versuch einer Beantwortung. Sie verweist lediglich darauf, daß es notwendig sei, die vorhandenen Konstruktionen des Wissens über Frauen in Frage zu stellen (S. 107 f.). Ansonsten formuliert sie allgemeine Ansprüche, die schon in der Einleitung zu finden sind. Ähnliches läßt sich in dem Beitrag von *Hudson*: „‚Elusive subjects‘: researching young women in trouble“ ausmachen, die allerdings nicht den Anspruch erhebt, feministische Forschung näher zu bestimmen. Sie stellt den Ansatz ihres Forschungsprojekts vor und kommt zu dem Ergebnis, daß die von ihr untersuchten Frauen bezüglich ihrer Sexualität kontrolliert

werden, weil sie mit ihrem Verhalten die gesellschaftlichen Vorstellungen über Normalität herausfordern. Hier fehlt jedoch nicht nur eine Diskussion der Ergebnisse dahingehend, daß die gesellschaftlich bestehenden Normalitätsvorstellungen über Frauen und die damit einhergehende Disziplinierung und Ausgrenzung von Frauen problematisiert werden. Auch die abschließende Feststellung, daß es der Natur feministischer Forschung entspreche, permanent nach Antworten zu suchen und dabei neue und differenzierte Fragen zu produzieren (S. 123), ist eher unbefriedigend.

Insgesamt scheint es somit keiner der drei Autorinnen gelungen, feministische Forschung als solche differenziert einzugrenzen, wenngleich sie im Rahmen dieses Kapitels nicht den Anspruch darauf erheben. Formuliert sich ihr Ziel auf eine Beschreibung des transformativen Charakters von Forschung – von der Theorie zur Praxis –, hätte jedoch u. E. gerade eine Spezifikation feministischer Forschung erbracht werden müssen, um die Transformation nachvollziehbar zu machen. Lesen sich doch so die Beispiele aus der Forschungspraxis der drei genannten Autorinnen schnell als persönliche Erfahrungen, die sie als Frauen und Forscherinnen in kriminologischen Forschungsprojekten gemacht haben. Sie enthalten zwar bei *Gelsthorpe* und *Kelly* einige Anregungen, was z. B. die Auswahl der Methoden und den Umgang mit den Forschungsteilnehmerinnen betrifft, verlieren sich jedoch oft in Einzelheiten, die den Gesamtbezug schnell wieder vergessen lassen.

Ganz anders gestaltet sich der Beitrag von *Maureen Cain*: „Realist philosophy and standpoint epistemologies or feminist criminology as a successor science“, der als der anspruchsvollste Aufsatz dieses Kapitels zu bezeichnen ist. *Cains* Beitrag ist zu verstehen als ein Versuch, die theoretischen Implikationen eines Projektes für eine feministische Kriminologie zu entwerfen. Sie versucht dies anhand einer Diskussion der Standpunkttheorien (in Anlehnung an *Hartsock* 1983), indem sie zunächst deren Merkmale herausarbeitet und diese einer Kritik unterwirft (S. 125 ff.). Standpunkttheorien, so *Cain*, tendieren dazu, von einer essentiellen Frau auszugehen und nicht von einer reziproken Konstruktionsbeziehung mit Männlichkeit – einem Konzept, das Männlichkeit problematisiert und nicht ausblendet. Den Vorteil von Standpunkttheorien sieht *Cain* aber darin, daß sie Forscherinnen ermöglichen, herrschendem Wissen auszuweichen und *das* Wissen, welches sie mit anderen aus ihrem Standpunkt heraus produzieren, zu teilen. Abschließend entwirft *Cain* ein recht programmatisches Bild einer theoretischen Perspektive für Feminismus und Kriminologie (S. 137 ff.), mit dem sie aufzeigen will, daß feministische Kriminologie den Kriterien einer reflektierten Standpunkttheorie entsprechen kann, wenn sie sich befähigt zwischen „gutem“ und „schlechtem“ Wissen zu unterscheiden. Die Einwände, die gegenüber Standpunkttheorien erhoben werden können, so z. B. die Unterstellung eines essentiellen Charakters von Weiblichkeit, werden mit *Cains* Aufsatz nicht ad absurdum geführt. Nichtsdestoweniger liefert sie einen interessanten

Beitrag, der eine Auseinandersetzung mit dieser feministischen Theorie-
richtung herausfordert.

Von dem dritten Teil, der unter der Überschrift „Feminism, politics and
action“ steht, vermuteten wir zu erfahren, wie es feministischen Perspekti-
ven in der (Forschungs-)Praxis geht. Eine Einschränkung findet jedoch
hier schon dadurch statt, daß sich alle Aufsätze auf das Thema der „Gewalt
gegen Frauen“ beziehen.

So beschäftigen sich *Susan Edwards* und *Maria Los* mit der symbolischen
Funktion des Strafrechts. *Edwards* Beitrag „Violence against women:
feminism and the law“ verstehen wir als ein Plädoyer für die strafrechtliche
Regulierung familiärer Beziehungen, um dem Klima kultureller Akzep-
tanz gegenüber der Gewalt gegen Ehefrauen etwas entgegenzusetzen. Die
Kritik an *Edwards* Forderung wird schon durch den nachfolgenden
Aufsatz „Feminism and rape law reform“ von *Los* offensichtlich. Ihre
Untersuchung verdeutlicht, daß auch eine Neu- bzw. Redefinition von
Straftatbeständen ohne nennenswerte Auswirkungen auf die Praxis bleibt.
Beide Aufsätze lassen eine Analyse vermissen, die das Strafrecht in einen
gesellschaftlichen Rahmen situiert, wo es zur Durchsetzung von Herr-
schaftsinteressen und zur Erhaltung eines Status quo dienlich ist.

Der letzte Beitrag von *Elizabeth Stanko* „When precaution is normal: a
feminist critique of crime prevention“ bleibt leider an der Oberfläche der
eigentlich brisanten Thematik. Sie problematisiert weder das immer
stärkere Aufkommen der Präventionsdiskussion generell, noch analysiert
sie die Bedeutung der herrschenden Präventionsmaßnahmen hinsichtlich
der Disziplinierung und Normalisierung von Frauen.

Bezogen auf die Praxis feministischer Perspektiven und auf dessen
Relevanz für die Theoriebildung überhaupt bringt der letzte Teil nicht nur
keine Antworten auf offene Fragen, sondern bleibt sogar noch hinter dem
Stand der aktuellen Diskussion zurück.

Dagegen bieten einige Aufsätze des ersten bzw. zweiten Teils Anregun-
gen, bestimmte Konzepte (wie z.B. der Ansatz von Foucault oder
Hartsock) in eine feministisch kriminologische Theoriebildung miteinzu-
beziehen. Deutlich wird jedoch, daß es für jedes Programm „Feministi-
scher Kriminologie“ unumgänglich ist, das eigene Verständnis von
Feminismus sowie den kriminologischen Standpunkt präzise zu formu-
lieren.

Monika Leppelt, Hamburg
Martina Althoff, Münster